



## „Was soll aus mir werden?“

Seit Generationen fragen sich Schulabgänger: Welchen Beruf soll ich ansteuern? Doch die Entscheidung für einen bestimmten Weg wird immer schwieriger. Schülercoaching soll bei der Berufsorientierung helfen

**M**argit, deine Stärke ist deine Offenheit.“ „Du bist spontan und positiv.“ „Ich schätze deine guten Ideen.“ Die Rückmelderunde der Mitschüler der 12. Jahrgangsstufe ist abgeschlossen. Margit Röhler, 17 Jahre, bewegt sich kaum, sie schaut nach unten, denkt nach, lächelt. Es ist still im Klassenraum, wie sonst nur bei Matheklausuren. Das liegt am 360-Grad-Feedback. Bei dieser Methode, die normalerweise in der Personalentwicklung eingesetzt wird, bekommt eine Person Rückmeldung zu den eigenen Stärken und Schwächen – und zwar von allen Seiten. Natürlich kann man beim Berufcoaching für Schüler nicht auf die Eindrücke von Vorgesetzten, Kollegen oder Kunden zurückgreifen. An der Anne-Frank-Gesamtschule in Düren kommt das Rundumfeedback deshalb von Freunden, Eltern und Mitschülern.

„Ich hatte Angst vor dieser Übung und vor dem ganzen Coachingkurs“, sagt Margit Röhler. „Aber ich bin positiv überrascht: Ich weiß jetzt mehr über mich und meine Fähigkeiten.“ Das habe ihr bei der Festigung ihres Berufsziels „Kunstlehrerin“ sehr geholfen – mehr als alle Recherchen im Internet oder der Besuch des Berufsinformationszentrums der Arbeitsagentur. Der Grund: Margit Röhler weiß zwar schon seit ihrer Kindheit, dass sie gut und gerne zeichnet, sie hatte aber immer Bedenken, ob sie sich in einer Klasse durchsetzen könnte. „Im Feedback wurde deutlich, dass ich gar nicht so unsicher wirke, wie ich mich oft fühle“, erklärt die Schülerin erleichtert. Die Mitschüler haben ihr jedenfalls übereinstimmend bestätigt, dass sie eine gute Lehrerin wäre.

Wie Margit Röhler bewerten auch viele Mitschüler das Coaching-Modell-Projekt positiv. Das Programm besteht aus fünf Tagesmodulen, die über ein Halbjahr verteilt angeboten werden. Leiterin und Initiatorin des Projekts ist Schulcoach Christiane Schuchardt-Hain, die in Zusammenarbeit mit der Universität Köln evaluiert, inwieweit Coaching bei der Berufsorientierung helfen kann. Das

von ihr entwickelte Konzept hat zwei Schwerpunkte: Zum einen hilft es den Schülern, ihre Fähigkeiten besser kennenzulernen. Dazu machen sie Persönlichkeits- und Berufseignungstests, üben sich in Feedbackrunden und Stärken-Schwächen-Analysen, erstellen ein Werteprofil und fertigen Collagen an zum Thema „Wie soll mein Leben in zehn Jahren aussehen?“. Zum anderen beinhaltet das Coaching einen Praxisteil, in dem die Schüler ihre Erkenntnisse umsetzen – sich über Berufe informieren, To-do-Listen schreiben, Vorstellungsgespräche üben.

„Obwohl die Schüler sich anfangs skeptisch über die persönlichen Übungen geäußert hatten, wurden diese im Nachhinein als besonders hilfreich erlebt“, resümiert Coach Schuchardt-Hain nach Abschluss des Projekts. Diese Erfahrung deckt sich mit neusten Ergebnissen einer Längsschnittstudie der soziologischen Fakultät der Universität Bielefeld. Die Wissenschaftlerinnen Mechtild Oechsle und Helen Knauf haben in Interviews mit Abiturienten zu verschiedenen Zeitpunkten vor und nach dem Abschluss herausgefunden, dass bei der Berufswahl vor allem die Maßnahmen helfen, in denen Schüler angeregt werden, sich selbst besser kennenzulernen. „Berufsorientierung hat heute viel mehr mit Selbsterkenntnis als mit Informationssuche zu tun“, fasst Knauf ein Hauptergebnis der Studie zusammen. Eine Sicherheit darüber, wer man ist und was man kann, helfe bei der Entscheidung für einen Berufsweg entschieden weiter. Umgekehrt zeigt die Befragung der Schüler auch: Wer ohne konkreten Berufswunsch oder sicheres Gefühl für die eigenen Fähigkeiten in die Informationssuche einsteigt, gibt nach einer Weile frustriert auf. Diese Jugendlichen reagieren auf Ausflugstage zum Arbeitsamt oder zu einer nahe gelegenen Universität eher ablehnend. Sie sind noch nicht so weit. „Die gutgemeinten Angebote vieler Lehrer, die sich nur auf Informationssuche beziehen, grenzen unabsichtlich Schüler aus, die noch total orien-

tierungslos sind“, sagt Knauf. Es sei wichtig, dass man die Jugendlichen dort abhole, wo sie gerade stehen: Sie müssten lernen, sich dem Thema Berufsorientierung persönlich anzunähern. Schließlich, so Knauf, handele es sich um eine Entwicklungsaufgabe, die in diesem Lebensabschnitt zu bewältigen sei.

Schaut man sich die Fragen, Ambivalenzen und Schwierigkeiten der Schüler von der Anne-Frank-Gesamtschule an, wird der hölzerne Begriff „Entwicklungsaufgabe“ plötzlich plastisch. Da ist zum Beispiel Charles, 18 Jahre, der Ingenieur werden will, bisher aber unsicher war – in seiner Familie hat noch nie jemand studiert. Durch das gute Ergebnis im Persönlichkeitstest und die Rückmeldung der Mitschüler und Lehrer wird er sich jetzt an der Universität Köln für Elektrotechnik einschreiben. Oder Oliver, 17, der Pilot werden will, aber im Laufe der fünf Coachingtage merkt, dass sein Notendurchschnitt dafür nicht reichen wird. Stattdessen entdeckt er ein anderes Talent: Zahlen. Er bewirbt sich jetzt für eine Banklehre. Oder Lena. Ihre Eltern sind beide Lehrer, und sie wäre laut Test auch für diesen Beruf geeignet. Aber die 18-Jährige hat damit ein Problem: Sie will nicht unterrichten, sondern lieber reisen und ihr Organisationstalent einsetzen. Sie bewirbt sich jetzt für einen Touristikstudiengang mit hohem BWL-Anteil.

Berufliche Orientierung war zu keiner Zeit leicht, heute erst recht nicht. Mittelt man die Zahlen verschiedener aktueller Studien, wissen etwa 50 Prozent der Schüler vor dem Abitur gar nicht, was sie werden sollen. Von diesen Schülern finden viele den Weg in einen passenden Beruf oder ein Studium, sie wurschteln sich so durch. Doch Umwege und falsche Wahlen sind dann programmiert. Das Hochschulinformationssystem (HIS) meldet für 2008 eine Studienabbrecherquote von 20 Prozent. Ähnlich viele Abbrecher gibt es bei den Lehrberufen. So kann man sagen, dass jeder vierte Schüler im Laufe der Schulzeit keine tragfähige Entscheidung für

eine Berufslaufbahn treffen kann. „Dass die Orientierung heute bedeutend schwieriger ist als früher, liegt vor allem daran, dass immer mehr Jugendliche höherwertige Schulabschlüsse erwerben und ihnen daher auch mehr Möglichkeiten offenstehen“, erläutert Angelika Puhmann vom Bundesinstitut für Berufsbildung. Die „Hochschulzulassung“ führt heute nicht mehr zwangsläufig zu einem Unistudium, sondern kann auch Voraussetzung für eine Ausbildung oder einen dualen Studiengang sein. Schulabgänger können nach dem Abitur zwischen 350 Ausbildungsberufen und etwa 11 000 verschiedenen Studienmöglichkeiten wählen. Diese Fülle von Optionen überfordert Schüler, Eltern und Lehrer. Dazu kommt noch, dass nur in Haupt- und Realschulen die Berufsorientierung als fester Bestandteil des Unterrichts schon seit den 1930er Jahren existiert, in der gymnasialen Oberstufe aber keinerlei Tradition hat.

Die Angst, dass der falsche Weg eingeschlagen wird, betrifft auch die Eltern. Denn denen kommt bei der Berufswahl nach wie vor eine große Bedeutung zu. Besonders Mädchen sprechen über das Thema mit ihren Müttern und orientieren sich bei ihrer Berufswahl stark an den Werten der Familie, wie eine aktuelle Studie der Universität Erfurt zeigt. Bärbel Kracke, Professorin für Entwicklungspsychologie, kam in einer Untersuchung zu dem Schluss, dass auch Eltern heute ein Informationsdefizit haben. Früher standen Jugendliche zum Beispiel vor der Wahl, Arzt oder Anwalt zu werden, und die Eltern konnten sich etwas darunter vorstellen. Heute gibt es eine Fülle von Berufen, von denen noch keiner in der Familie je etwas gehört hat.

Dass über den zukünftigen Beruf nur wenig gesprochen wird, liegt meist nicht an der Kommunikationslosigkeit in der Familie, sondern an der Fixierung von Kindern und Eltern auf den Meilenstein Abitur. „Der Abschluss wird häufig als eine Wand gesehen, die man durchbrechen muss – was dahinter kommt, das wird sich schon finden“, beschreibt He-

len Knauf die Haltung von Eltern und Schülern. Auch deshalb wächst bei vielen Schülern erst nach dem Abitur der Druck. Ein weiterer Grund für die späte Panik ist ein fehlender Plan B: Oft gibt es ein Traumfach, für das der Numerus clausus dann aber nicht reicht.

Manche Eltern buchen für ihre Kinder mittlerweile auch Einzelcoachings zum Thema Berufsorientierung. „Am sinnvollsten beginnt ein Coaching mindestens ein Jahr vor dem Abitur. Aber oft melden sich Eltern erst, wenn der Druck rund um das Thema schon sehr groß geworden ist“, sagt Karin Wistuba, Coach für Jugendliche in Berlin. In nur zwei bis vier Stunden erarbeitet Wistuba eine Perspektive mit den Jugendlichen. Ganz ähnlich wie im Schulcoachingprojekt von Christiane Schuchardt-Hain wird auch hier eine persönliche Analyse von Stärken, Neigungen und Werten mit Informations- und Planungsteilen kombiniert. „Häufig zeigt sich im Coaching, dass die Schüler durchaus eine Vorstellung haben, sich aber nicht trauen, in diese Richtung zu gehen“, erzählt Wistuba aus der Beratungsarbeit. Wenn der Sohn eines Bankers Schreiner werden will, kann das Schwierigkeiten geben. Passt diese Berufswahl zu unserer Familie? – Das ist eine entscheidende Frage, die zumindest indirekt von den meisten Eltern gestellt wird. Wistuba ermutigt Jugendliche, eigene Wege zu gehen. Dabei komme der begrenzte Rahmen den Jugendlichen sehr entgegen: Fast alle entwickeln in wenigen Stunden einen konkreten Plan. Manchmal kommt man auch zu dem Entschluss, die Entscheidung aufzuschieben. Manche gehen nach dem Abitur noch ein halbes Jahr ins Ausland. „Auch ein längeres Praktikum in dem Bereich, den man anvisiert, kann absolut das Richtige sein“, erzählt Wistuba.

Die Befragungsstudie von Mechtild Oechsle und Helen Knauf bestätigt anhand der Schülerlebensläufe die Vermutung, dass ein sogenanntes „Moratorium“, also eine Bedenkzeit, die Lage entkrampfen kann. Durch Zivil- oder Wehr-

dienst bekommen Jungen einen solchen Aufschub der Entscheidung oft automatisch. Aber auch für Mädchen sind Auslandsjahre oder ein freiwilliges soziales Jahr keine Zeitverschwendung. „Durch solche Aktivitäten werden Jugendliche selbständiger – und damit auch fähiger, eine passende Berufsentcheidung zu treffen“, sagt Knauf.

Sicher wäre es wünschenswert, wenn die Berufsfindung schon in der Schulzeit besser begleitet würde. Alle befragten Experten sind deshalb der Meinung, dass die Schule die Suche nach individuellen Jobperspektiven stärker fördern sollte. Beim Coachingprojekt an der Gesamtschule in Düren zeigt sich jedenfalls: Die Schüler sind motiviert, seit sie verstanden haben, dass es wirklich um ihre persönlichen Fragen geht. Werner Scherer, einer der im Projekt engagierten Lehrer, ist am Abschlussstag richtig gerührt, wie gut alle Schüler ihre Probevorstellungsgespräche vorbereitet haben und wie erwachsen sie sich im Rollenspiel präsentieren. Wenn es um Wissensvermittlung im Unterricht gehe, seien die gleichen Schüler häufig desinteressierter, resümiert Scherer. Tatsächlich sind die meisten Schüler ziemlich aufgeregt vor dem Probevorstellungsgespräch und nehmen die Sache sehr ernst. Zehn Prozent der Kursteilnehmer sind zu dieser Abschlussübung allerdings nicht gekommen. Begründung: Lernen für eine wichtige Klausur.

#### Literatur

Uwe Britten: Das Berufsausbildungsbuch. Wie Eltern ihre Kinder unterstützen können. Balance, Bonn 2008

Lisa Krelhaus: Wer bin ich – wer will ich sein? Ein Arbeitsbuch zur Selbstanalyse und Zukunftsgestaltung. mvg, München 2006

Mechtild Oechsle, Helen Knauf, Elke Rosowski, Christiane Maschetzke: Abitur und was dann? VS, Wiesbaden 2009

Eva Schmitz-Gümbel, Karin Wistuba: Erfolgreich zum Traumjob. Coaching zur Berufswahl für Eltern und Schüler. Linde, Wien 2008

Angelika Steffen: Schule – und dann? So helfen Eltern ihren Kindern bei der Berufswahl. dtv, München 2008

## „Das Wichtigste ist, sich selbst kennenzulernen“

Ein Gespräch mit der Pädagogin Helen Knauf über die Situation von Abiturienten vor und nach dem Schulabschluss

**Frau Dr. Knauf, Sie nennen Schüler von heute „Agenten ihrer Lebenswegplanung“. Was müssen junge Menschen lernen, um mit dieser Aufgabe zurechtzukommen?**

Das Wichtigste ist, dass sie sich selbst kennenlernen. Wir nennen das Selbstexploration – also ein sicheres Gefühl dafür zu entwickeln, was man kann, was einem gefällt, woran man Freude hat. Wenn das gelingt, finden die Schüler häufig auch eine Berufsausrichtung, die zu ihnen passt.

**Belastet die Schüler das Thema Berufsorientierung eigentlich?**

Ja, sehr. Viele Schüler kreisen gedanklich zwar häufig um die Frage, was nach dem Abitur aus ihnen werden soll, finden aber keinen Ansatzpunkt. Oder sie verirren sich im Dickicht von Informationen und Wahlmöglichkeiten. Dann besteht die Gefahr, dass sie das ganze Thema hinauszögern. Was natürlich falsch ist. Wir haben festgestellt: Je früher Berufsorientierung und Selbstexploration anfangen, desto besser.

**Wie können Eltern helfen?**

Mit den Kindern im Gespräch bleiben, bei der Berufsplanung quasi Geburtshilfe leisten. Einige der von uns befragten Schüler beschrieben bei ihren Eltern eine eher passive Haltung. Nach dem Motto: Du bist jetzt erwachsen, du musst das selbst wissen. Damit fühlen sich Jugendliche alleingelassen.

Eltern können auch Projekttag in der Schule anregen. Zum Beispiel „Eltern-Berufsbörsen“: Verschiedene Eltern stellen der Klasse vor, wie ihr Berufsalltag aussieht, wie sie zu ihrem Job gekommen sind und welche Interessen ein Architekt, eine Rechtspflegerin oder ein

Polizist braucht. Diese Einblicke in die Praxis sind für Schüler sehr hilfreich – und sie sind leicht zu organisieren.

**Sie haben auch die Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen bei der Berufsorientierung untersucht. Welche haben Sie gefunden?**

Mädchen gehen bei der Berufswahl eher auf Nummer sicher, sind bescheidener und vorsichtiger. Sie haben zwar in der Schule oft die besseren Noten und hätten somit bei den Numerus-clausus-Fächern auch größere Chancen. Die nutzen sie aber nicht entsprechend. Viele gute Schülerinnen entscheiden sich beispielsweise für kaufmännische Ausbildungen. Der Motor für solche Sicherheitsentscheidungen ist der Wunsch, später Beruf und Familie vereinbaren zu können.

**Dabei werden Jugendliche oft dargestellt, als hätten sie unrealistische Erwartungen ans Berufeleben – und wollten alle Superstars werden.**

Das Gegenteil ist der Fall: Jugendliche sind heute sehr vernünftig, fast nüchtern. Die Forscher der Shell-Jugendstudie taufte sie vor ein paar Jahren die „pragmatische Generation“. Genau dieses Lebensgefühl haben wir auch beobachtet.

**Gelingt denn allen Abiturienten der Einstieg in Studium und Beruf?**

Ja. Etwa zwei bis drei Jahre nach dem Abitur ist die erste Suchbewegung abgeschlossen. Dann waren alle von uns Befragten mit ihrer Wahl im Großen und Ganzen zufrieden – die Lage stabilisiert sich. Einige der Abiturienten haben dann aber schon Umwege wie Studienplatzwechsel oder Wechsel von einem Studium zu einer Ausbildung



**Dr. Helen Knauf** ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Erziehungswissenschaften an der Universität Bielefeld und maßgeblich beteiligt am Projekt „Berufsorientierung und Lebensplanung“ unter der Leitung der Professorin Mechthild Oechsle ([www.berufsorientierung-lebensplanung.de](http://www.berufsorientierung-lebensplanung.de)). In einer umfassenden Längsschnittstudie begleiteten die Wissenschaftlerinnen 60 Abiturienten des Abschlussjahrgangs 2002 und interviewten sie vor dem Abschluss, direkt danach und fünf Jahre später. Die Ergebnisse sind in dem Buch *Abitur und was dann?* zusammengefasst.

hinter sich. Es gibt übrigens noch eine zweite Suchbewegung: wenn Absolventen nach dem Ende von Ausbildung oder Studium auf dem Arbeitsmarkt einen Job suchen.

**Viele Menschen stehen der Idee, bereits Schüler zu coachen, skeptisch gegenüber. Was denken Sie darüber?**

Wer beim Begriff Coaching den Verdacht hat, hier würden Schüler wie Manager fit gemacht, hat natürlich berechtigte Sorgen. Aber darum geht es nicht: Coaching sollte eher den Prozess der Selbstexploration unterstützen, also letztlich ein Spiegel sein, in dem Schüler sich selbst und ihren Weg erkennen können. Das ist für den manchmal schmerzhaften Prozess der Berufsorientierung mit Sicherheit eine Hilfe. **PH**